



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 3.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1922.

Die Kieselalgen im Plankton der Weser.

Von

Chr. Brodmann, Lehe.

Jeder Bewohner der Wasserkante und besonders jeder Freund des Deiches kennt den Anblick, den das schmutziggraue Weserwasser bei Bremerhaven gewährt. Wer im Sommer das Vergnügen hatte, sich an der Ostsee oder auf einer der friesischen Inseln an den klaren, grün schimmernden Fluten des Meeres zu erfreuen, den beschleicht angesichts der trüben Fluten des Weserwassers stille Wehmut. Und doch hat diese Trübe des Wassers, die dem Auge so unerfreulich erscheint, für den Anwohner der Küste großen Wert. Denn gerade die Sinkstoffe, mit denen das Wasser beladen ist, haben an der Nordseeküste den fruchtbaren Marschsaum geschaffen. Die Bewohner der Ostseeküste haben zwar einen schönen klaren Sandstrand, es fehlt ihnen dafür aber die fruchtbare Marsch.

Schon Ehrenberg, der Altmeister der Mikrologie, hatte herausgefunden, daß die Sinkstoffe, aus denen die Marsch aufgebaut ist, zu einem erheblichen Teil aus den Schalen kleiner abgestorbener Lebewesen bestehen. Er hat zuerst über die „Infusorien“ berichtet, die im Mischwasser der Flußmündungen absterben und deren unzerstörbare Kiesel- oder Kalkschalen zu Boden sinken und so einen erheblichen Anteil an der Marschbildung haben.

In dem schönen Buche von Linde: „Die Niederelbe“ finden wir die Vorgänge mit folgenden Worten dargestellt: „Wo beide Ströme, der salze von unten und der süße von oben, zusammentreffen, da sterben die Kleinlebewesen und färben nieder-sinkend das Wasser wolfig weiß. So ungeheuer ist die Menge der Leichen. Daher ist der Ebbestrom bei Cuxhaven milchig, der aufkommende Flutstrom grünlich hell. Wie mächtig die Schlickbildung ist, mag man daher ermessen, daß in den neuen Häfen Cuxhavens ein Schlickfall von 3 Meter Höhe und mehr im Jahre beobachtet wird.“

Genauere Beobachtungen über das Absterben der fraglichen Lebewesen sind von den älteren Forschern nicht gemacht worden. Sie waren dazu auch nicht in der Lage, weil eine geeignete Methode zur Untersuchung der Schwebewelt der Gewässer noch nicht erfunden war.

In den nachfolgenden Zeilen will ich versuchen, die Lebensvorgänge des Brackwassers kurz darzustellen. Ich beschränke mich dabei auf die pflanzliche Lebewelt.

Ich bitte den Leser, mir im Geiste an die Weser zu folgen. Die Mole beim Zeitball bietet uns einen günstigen Standort für unsere Beobachtungen. Dort holen wir unser seidenes Planktonnetz hervor. Die Maschen dieses Netzes sind nur den Bruchteil eines Millimeters weit. An einer Schnur werfen wir das Netz ins Wasser und lassen es eine Zeilang, mit der Strömung treiben. Nun holen wir's herauf und lassen den Fang, der sich am Ende des Netzes in einem kleinen Gefäß angesammelt hat, in ein Glas fließen. Wir erblicken im Glase ein lebhaftes Gewimmel von winzig kleinen Tieren. Diese zu den niederen Krebsen gehörenden Tierchen sind es aber nicht, die wir kennen lernen wollen. Wir nehmen unser Glas mit nach Hause und bringen ein Tröpfchen von dem Bodensatz unters Mikroskop. Was uns mit bloßem Auge als bräunlichgrauer Schmutz erschien, löst sich nun in allerlei merkwürdig geformte Gebilde auf, freisrunde Scheiben, Rechtecke, Dreiecke, Spindeln und Walzen mit bräunlichem Inhalte. Es sind die Kieselalgen oder

Diatomeen. Neben den lebenden Zellen finden wir auch eine Menge leerer Schalen von diesen Pflänzchen. Gerade die unzerstörbaren Kieselgeschalen der Diatomeen sind es, die einen erheblichen Bestandteil des Marschbodens bilden.

Diatomeen gibt es im Süßwasser sowohl wie auch im Meerwasser. Nach allgemeiner Ansicht sollen nun bei der Vermischung von Süß- und Salzwasser die Kieselalgen absterben, diejenigen des Oberwassers, weils ihnen zu salzig wird, und diejenigen des Meerwassers, weils ihnen nicht mehr salzig genug ist. Aus diesem Grunde sollen die Diatomeenschalen in den Ablagerungen des Brackwassers besonders massenhaft vorkommen.

Welche Wirkung an und für sich von einer Veränderung des Salzgehaltes erwartet werden muß, möchte ich an einer Diatomee zeigen, die im Plankton der Weser besonders häufig ist, *Coscinodiscus Normanii*. Der Bau der Zelle ist leicht zu erklären. Man stelle sich ein Wickschachtel vor. Der Rand des Deckels greift über den Rand des Bodens. So ist auch die Kieselchale von *Coscinodiscus* gebaut. Gerade wie bei der Schachtel sind auch hier die Ränder gegeneinander verschiebbar. Innen ist die Schale mit einer dünnen Haut, dem Zellplasma, ausgekleidet. Im Zellplasma liegen die Chromatophoren, die der Zelle die braune Farbe verleihen. Das Innere der Zelle ist mit dem Zellsaft ausgefüllt. Das ist eine wasserhelle Flüssigkeit, die verschiedene Stoffe gelöst enthält. Durch die Zelle zieht sich ein Plasmastrang von einer Schalenmitte zur anderen, in den der Zellkern eingelagert ist. Die im Zellsaft gelösten Stoffe, vorwiegend Salze, wirken nun durch das Zellplasma hindurch anziehend auf das umgebende Wasser. Die Folge davon ist eine gewisse straffe Füllung der Zelle. Die innere Zellflüssigkeit übt einen Druck auf das Wandplasma aus. Dieser Druck heißt Turgor. Denken wir uns nun den Fall, daß die Zelle in Wasser kommt, dessen Salzgehalt einen höheren Wert hat als die Lösung des Zellstoffes, so ist klar, daß die anziehende Wirkung des umgebenden Wassers überwiegt und dem Zellinnern Wasser entzogen wird. Die Folge ist eine Schrumpfung der plasmatischen Zelle. Das Zellplasma löst sich teilweise von der vertieften Zellwand ab. Diese Erscheinung heißt Plasmolyse. Plasmolyse wird eintreten, wenn Süßwasserdiatomeen ins Brackwasser geraten. Was wird aber im umgekehrten Falle zu erwarten sein, wenn Meeresdiatomeen ins Brackwasser oder Süßwasser kommen? Die Wertigkeit des Zellstoffes ist nun dem äußeren Wasser gegenüber erhöht, und der innere Saftdruck, der Turgor, wird stärker. Er kann einen solchen Grad erreichen, daß die vertiefte Zellhaut gesprengt wird und das Plasma austritt. Solche Zellen sterben natürlich ab.

Um nun zu untersuchen, ob und wann diese theoretisch zu erwartende Wirkung tatsächlich eintritt, brachte ich die Nordseediatoomeen in stufenweise verdünntes Meerwasser. Dabei stellte sich heraus, daß der zu erwartende Plasmaaustritt durchaus nicht immer erfolgte. Die Wirkung äußerte sich im Gegenteil bei den einzelnen Arten ganz verschieden. Bei den meisten Arten ging die Farbe der Chromatophoren von braun in grün über. Während bei manchen Arten tatsächlich die Schalen gesprengt wurden und das Plasma austrat, zog sich bei anderen das Plasma zusammen wie bei richtiger Plasmolyse. Auch die Empfindlichkeit der einzelnen Arten war sehr verschieden; die empfindlichsten reagierten schon auf Zusatz von ein Hundertstel Süßwasser, die widerstandsfähigsten dagegen vertrugen Verdünnung auf die Hälfte.

Bei meinen in der Weser fortgesetzten Beobachtungen konnte ich nun bald feststellen, daß diejenigen Arten, die sich bei den

obigen Versuchen als besonders empfindlich erwiesen hatten, im Brackwasser der Weser entweder ganz fehlten oder mit zerstörtem Plasma angetroffen wurden. Das betrifft hauptsächlich die Formen des eigentlichen Hochseepanktons mit schwach verfesteter Zellohülle. Diese Arten sterben vor den Flußmündungen schnell ab. Ihre Kieselshalen kommen aber für die Marschbildung nicht in Frage, weil sie bald völlig aufgelöst oder zerrieben werden. Im Marschboden finden wir sie nicht.

Die Küstenformen, meist mit derber Schale ausgestattet, vermögen sich mehr dem Brackwasser anzupassen. Diese finden wir bei Bremerhaven noch zahlreich mit wohl erhaltenem Zellinhalt. Besondere Anpassungsformen scheinen sie im Brackwasser nicht zu bilden. Die einzige Art, die eine auffallende Formveränderung zeigt, ist *Biddulphia sinensis*. Während im reinen Meerwasser ihre Borsten fast gerade sind, erscheinen diese in der Weser oft stark gekniet. Das ist aber keine Anpassung, sondern solche Zellen sind nur als Kümmerformen zu betrachten.

Eine selbständige Brackwasserflora habe ich bisher im Mischwasser der Weser nicht feststellen können. Die hier auftretenden Arten sind vielmehr solche, die auch an der benachbarten Meeresküste überall beobachtet werden. Etwas anders liegt die Sache in den Häfen, wo das Wasser zur Ruhe kommt und die eingeschleppten, nicht dauernd lebensfähigen Formen zu Boden sinken, so daß man leichter die wirklich angepassten Arten erkennen kann. Die Lebensbedingungen sind für letztere in den geschlossenen Häfen auch ungleich günstiger, weil sich hier der Salzgehalt nur langsam ändert. Im Kaiserhafen konnte ich verschiedentlich eine so starke Vermehrung einzelner Arten beobachten, daß sie die Annahme eines selbständigen Brackwasserplanktons rechtfertigten.

Wenn man sich nun einmal die Mühe macht und vom Hochwasser bis zum nächsten Niedrigwasser in gewissen Zeitabständen Plankton fängt, so wird man finden, daß sowohl die Menge als auch die Zahl der Arten im Plankton beständig abnimmt. Eine Ausnahme macht nur eine Art *Coscinodiscus Normanii*. Diese nimmt stromaufwärts an Menge zu. Es war deshalb von vornherein zu vermuten, daß diese Alge im Brackwasser ein eigenes Ausbreitungsgebiet hat. Diese Vermutung wurde durch weeraufwärts fortgesetzte Untersuchungen bestätigt. Günstige Gelegenheit dazu boten die zwischen Bremerhaven und Bremen verkehrenden Personendampfer. Bei jeder Haltestelle wurde der Salzgehalt des Wassers bestimmt und Plankton gesammelt. Ueber eine solche Fahrt (vom 30. Juli 1912) sei hier kurz berichtet:

Die Abfahrt von Bremerhaven erfolgte nahe vor Niedrigwasser. Bis Nordenham hielt die graue Schlickfarbe des Wassers an. Bei Debesdorf änderte sich die Farbe; das Wasser wurde klarer und bekam einen bestimmt bräunlichen Farbton. Der Salzgehalt war mittlerweile auf annähernd Null gesunken, es war also kein Meerwasser mehr vorhanden. Die braune Farbe des Wassers rührte von einer Planktondiatomee her, und zwar von dem schon oben erwähnten *Coscinodiscus Normanii*. Daneben kam noch eine andere, ebenfalls dem Trommeltypus angehörende Art zahlreich vor. Diese beiden Arten beherrschten bis Bremen hinauf das Wasserplankton. *C. Normanii* wurde bisher in den Handbüchern als Meeresform aufgeführt. Nach meinen Beobachtungen ist es eine ausgesprochene Brackwasserart. Im offenen Meere ist sie selten, und im Binnenlande fehlt sie ganz. Die äußersten Ausläufer ihres Ausbreitungsgebietes reichen bis in die Zuflüsse der Weser in der Umgebung Bremens.

Für die Planktonflora der Weser kommen wir somit zu folgendem Ergebnis: In dem untersten Abschnitt des Stromes, der ein salziges Mischwasser führt (von Rotersand bis etwa 17 Kilometer oberhalb Bremerhavens) lebt ein Plankton, das aus dem Meere stammt, also kein selbständiges, vom Meere unabhängiges Dasein führt. Trotzdem vermag dieses Meeresplankton in der Wesermündung zeitweise eine starke Massenproduktion zu entfalten. Oberhalb der Salzwassergrenze zeigt sich nun im Gegensatz dazu ein durchaus selbständiges Brackwasserplankton, das bis Bremen hinaufreicht. Ein Brackwasserplankton außerhalb des Brackwassers ist nun ja eigentlich ein Widerspruch in sich. Der scheinbare Widerspruch ist nur so zu lösen, daß für den Charakter des Brackwassers der Salzgehalt allein nicht bestimmend ist. Aus den chemischen Untersuchungen, die über das fragliche Gebiet der Weser vorliegen, ist nicht unmittelbar zu ersehen, welches die übrigen besonderen chemischen Eigentümlichkeiten sind, durch die die besonderen Lebensbedingungen dieser Brackwasserorganismen gegeben sein können. Es ist aber aus vielen Erscheinungen bekannt, daß die Pflanzen außerordentlich fein auf chemische Einflüsse reagieren.

Mit Rücksicht auf die Planktonflora sind somit zwei Stromabschnitte zu unterscheiden: 1. das Gebiet des eigentlichen Mischwassers, das von Küstenplankton aus der Nordsee bewohnt wird, 2. oberhalb desselben ein Gebiet, das eine typische Brackwasserflora aufweist, obwohl es anscheinend unvermishtes Meerwasser enthält. Diese beiden Gebiete unterscheide ich als das untere und das obere Brackwasser. Das obere Brackwasser reicht von der oberen Flußgrenze bis zum Mischwasser. Das Gebiet des salzigen Mischwassers, also das Brackwasser im gebräuchlichen Sinne, bezeichne ich als das untere Brackwasser.

In der Elbe und in der Ems hat das Plankton des oberen Brackwassers eine ganz ähnliche Zusammensetzung wie in der Weser. Hauptform ist in beiden Flüssen *Coscinodiscus Normanii*. Der betreffende Stromabschnitt reicht in der Elbe etwa von Hamburg bis Glückstadt.

Merkwürdig ist nun, daß das untere Brackwasser in den drei Nordseefläüssen ganz verschiedenes Plankton enthält. Man sollte eigentlich erwarten, daß durch die Verbindung mit dem offenen Meere ein Ausgleich der Planktonflora herbeigeführt würde. Das ist aber nicht der Fall. Im Herbst 1918 konnte ich für die Ems *Coscinodiscus centralis* als Hauptform feststellen. In der Elbmündung dagegen ist seit langen Jahren *Coscinodiscus commutatus* die vorherrschende Art. Letztere bringt es oft zu einer derartigen Massenausfaltung, daß dagegen das eingeschleppte Nordseepankton völlig zurücktritt. Elbe und Ems haben also auch im unteren Brackwasser eine vom Nordseepankton abweichende charakteristische Brackwasserflora.

Wie ist es nun überhaupt möglich, daß sich die Planktonpflanzen innerhalb eines bestimmten Stromabschnittes halten, da sie doch keine Eigenbewegung haben? Man müßte doch erwarten, daß sie mit dem Strome abwärts geführt werden und dadurch aus dem ihnen zugehenden Stromabschnitte in das salzige Unterwasser geraten und zugrunde gehen.

Dabei ist folgendes zu berücksichtigen:

1. Das Wasser im Unterlauf der Ströme fließt nicht in gleichmäßigem Zuge dem Meere zu, sondern die Stromrichtung kehrt sich alle 6 Stunden um. Dieselbe Wassermasse wird infolgedessen im Strom mehrmals auf- und abwärts geschoben.

2. Die Planktondiatomeen der Flußmündungen haben nur eine geringe Schwebefähigkeit, sie liegen deshalb viel auf dem Grunde des Wassers. Dadurch wird ihre Abwärtsbewegung stark gehemmt. Bei lebhafter Wasserbewegung werden sie wieder vom Grunde aufgewirbelt und setzen ihre planktonische Lebensweise fort. Nun wird aber gerade durch die heranrückende Flutwelle der Grund am meisten aufgewühlt, und der Flußstrom trägt die leicht beweglichen Einkörper aufwärts. Aus dieser Tatsache erklärt es sich auch, daß der Schlick selbst im oberen Teile des Flußgebietes mehr organische Reste marinen Ursprungs enthält als solche des Oberwassers.

3. Ein Teil des Planktons gerät trotzdem aus dem oberen Brackwasser in das untere, vermehrt sich hier aber nicht mehr erheblich und kommt dem Salzwasserplankton gegenüber nicht zur Geltung. Daß bei dieser fortwährenden Abgabe nach unten das Plankton in seinem eigentlichen Wohngebiete nicht verschwindet, zeugt von seiner lebhaften Vermehrung in diesem letzteren.

Vergleichen wir einmal meine Ausführungen mit der Vorstellung, die man sich bisher von den Vorgängen im Brackwasser machte, so kommen wir zu folgendem Ergebnis:

1. Es ist Tatsache, daß Plankton infolge des Salzwechsels abstirbt. Aber gerade die Arten, bei denen dies in starkem Maße der Fall ist, sind zartchalige Hochseeformen, die im Marschboden nicht erhalten sind.

2. Süßwasserarten, die vom Flusse ins Salzwasser geraten, spielen gar keine Rolle, da sie nur in ganz geringer Zahl im Brackwasser gefunden werden.

3. Die Diatomeen des Marschbodens sind größtenteils dickschalige Küstenformen, die eine große Anpassungsfähigkeit an den Salzwechsel besitzen. Ihre leeren Schalen, die im Brackwasser so massenhaft enthalten sind, stammen aus dem aufgewühlten Schlick, sind aber kein Beweis für das frühzeitige Absterben der Zellen.

4. Die bedeutungsvollste Erscheinung im Brackwasser ist nicht das so oft zitierte große Sterben der Organismen, sondern die gewaltige Produktion von Plankton. Nicht das Leichenfeld verdient die größte Aufmerksamkeit, sondern die üppige Planktonwiese.

Gräber in der Kirche zu Büttel.

Von

O. Telge-Büttel.

In früheren Zeiten war es vielfach Sitte, vornehme Personen, Kirchenpatrone und ihre Angehörigen und besonders die Geistlichen in den Kirchen zu bestatten. Auch in der kleinen Friesenkirche des Osterstader Dorfes Büttel finden sich solche Gräber. Im Mittelgange sehen wir einen alten Grabstein, dessen Inschrift leider, da immer darüberhingeschritten wird, von Jahr zu Jahr unleserlicher geworden ist. Er bedeckt eine ausgemauerte Gruft, in der Mitglieder einer altangesessenen, aber bereits seit einem Jahrhundert ausgestorbenen Familie ruhen, deren ganz in der Nähe der Kirche gelegener Hof 1812 an die Familie Eymer's überging und jetzt im Besitze des Herrn Hansing ist.

Es ist die Osterstader Hausmannsfamilie der Betden, eine der vornehmsten im Lande, die vielfach mit den angesehensten Geschlechtern im Lande Wührden und in Osterstade verschwägert und mit dortigen Junkerfamilien verwandt war. Von dieser Familie zeugen noch heute außer jenem Grabsteine in der Kirche der Stein des 1648 ermordeten Hake Betden

auf dem Kirchhofe und der schöne Altar, an dem noch bis vor wenig Jahren die Buchstaben W. B. und H. St. zu lesen waren, zum Zeichen, daß Wierich Betken und Heinrich Stender, beides Hausleute „zum Büttel“, der Kirche 1734 dies wertvolle Geschenk gemacht haben. Auch sonst hat die Familie Betken der Kirche Schenkungen zugewandt und hat sich vielleicht dadurch, wenn sie nicht gar Stifter der kleinen Kirche gewesen ist, das ihr vor allen anderen Hausleuten zustehende Recht erworben, ihre Mitglieder in der Kirche zu Büttel begraben zu lassen. Von diesem Rechte hat sie zuletzt Gebrauch gemacht, als 1776 Claus Betken daselbst bestattet wurde.

Dasselbe Recht aber wie die Betken hatten die Geistlichen der Kirche. Sie fanden ihre letzte Ruhestätte an geweihtem Orte unmittelbar vor dem Altare. Hier begraben wurden der Pastor Hoddersen, der 1683 starb, mit vier Kindern, 1761 der Pastor Johann Heinrich Meyer und 1780 die Frau des Pastors Uhlenhoff. Ein Grabstein befindet sich auf diesen Gräbern nicht. Die Witwe des Pastors Hoddersen setzte ihrem Manne und ihren vier Kindern an der Südseite der Kirche ein „Epitaphium“, das heute nicht mehr vorhanden ist. Darauf stand die Inschrift:

„Wer fest in Lieb und Leid
Bey Christi Fähnlein stehet
Zu Sternen gleichen Glanz
Zur Seligkeit ingehet.“

Ihr folgen die Namen, Geburts- und Todestag usw. der in der Kirche Beigesetzten.

Nach 1780 sind die Kirchengräber nicht wieder geöffnet worden. Denn im Jahre darauf war nach Büttel ein junger, dem Rationalismus der damaligen Zeit anhängender Theologe, der Pastor Johann Friedrich Telge, gekommen, der als aufgeklärter Mann aus sittlichen und hygienischen Gründen ein entschiedener Gegner der Leichenbestattungen in Kirchen war. Und wie er für sich und die Seinen ausdrücklich auf das alte Recht der Pastoren verzichtete, so setzte er es auch durch, daß die Familie Betken das ihrige fernerhin nicht mehr geltend machte.

Hören wir, was er in höchst temperamentvoller Weise über die ihm als Unsitte erscheinende alte Sitte schreibt:

„Für den Prediger und seine Familie ist auf dem Kirchhofe gar kein Begräbniß angewiesen worden, vermutlich deswegen, weil selbige das Recht haben, in der Kirche begraben zu werden. Und so ist es denn auch bisher gehalten worden. Ich tue auf dies Land- und Menschenwürdliche Recht von ganzem Herzen Verzicht und will so wenig als die Meinigen in irgend einer Kirche, sondern auf dem Friedhofe begraben werden. Wenn man bedenkt, daß die Begräbnisse in der Kirche eine Folge des Aberglaubens, auch wohl des Geizes und der Notdurft der Geistlichen geworden, so hoffe ich, meine Nachfolger im Amte werden eben also darüber denken und nach allen Kräften den Begräbnissen in den Kirchen steuern und wehren. Die Päpste und ihre Diener verkauften das elende Glück, ihre Gebeine neben den Knochen vornehmer Heiliger legen zu dürfen, und grobe Sünder glaubten, alsdann am Auferstehungstage vor dem Teufel sicher zu sein. — Die Notdurft zwang auch wohl, in der Kirche Begräbnisse für gute Summen anzusetzen, weil sie sonst die Kirchen nicht im baulichen Stande zu unterhalten wußten. Unsere Kirche leidet großen Schaden davon, wird unterminiert, das Souterrain wird schadhast und ein häßlicher Leichengeruch steigt alle Sommer aus dem Boden empor. In unsern Tagen ist ein hannoverscher Generalleutnant auf dem Kirchhofe begraben — der regierende Graf von Stollberg hat eins seiner Kinder ebenso beerdigen lassen — und ich hoffe, daß die abscheuliche, papistische, leidige Gewohnheit in kurzem unter die Füße getreten und abgetan sein werde!!!“

Ueber die Betkensche Gruft schreibt er folgendes:

„Mitten im Gange der Kirche finden sich ausgemauerte Gräfte, die Claus Betken Erben, jetzt Hermann Betken, zum Begräbniß possedieren wollen. Der äußerlichen Mutmaßung nach — denn öffnen möchte ich nimmer — ist der Raum lang 8½ Fuß und breit 9 Fuß, kann drei Särge fassen und erstreckt sich bis unter die Geküßle auf beiden Seiten (war aber nur 3 Fuß tief, mithin liegen die Särge dicht unter den Fliesen und überher im Wasser). Das Begräbniß ist freilich erblich, allein, da es der Kirche auf jeden Fall zum Nachteil ist, daneben auch den Aberglauben, sowie den Bauernstolz nährt, so wünsche ich, daß es verschüttet werde und keinem Menschen — sei, wer es wolle — an dem Ort ein Begräbniß verstattet werde, wo man den Ewigen anbetet und in seiner Gesellschaft beieinander ist, gemeinnützige Vorträge über Religion usw. anzuhören.“

Und so ist es geschehen. Joh. Friedrich Telge fand, als er 1822 starb, seine letzte Ruhestätte nicht nach altem Recht in der Kirche, sondern inmitten seiner Gemeinde auf dem Kirchhofe zu Büttel.

Wintervögel in Speckenbüttel.

Von
Friedrich Kröning, Göttingen.

Wir haben in unserer engeren Heimat ein Gebiet, das recht bemerkenswert ist wegen seines Vogel Lebens; ich meine

Speckenbüttel. Sein schöner Park, die nach Osten daran grenzende Geest und die sich westlich anschließende Marsch, die wir bis nach Weddewarden in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen mögen, bilden zusammen ein Gelände, wie es sich landschaftlich kaum vielgestaltiger in unserer Nähe finden wird. Da nun bekanntlich das Landschaftsbild es ist, das der betreffenden Tierwelt das Gepräge gibt, so können wir mit Recht bei dieser Abwechselung von Moor, Heide, Park, Gärten, Marsch und endlich Außenwiese von vornherein auf relativ engem Raum eine reiche Mannigfaltigkeit der Fauna erwarten.

Um aber die reizvollen Beziehungen der verschiedenen Tierarten untereinander und zu der Landschaft, die ihnen Wohnplatz und Nahrung bietet, zu verstehen, ist natürlich in erster Linie erforderlich, die Tiere selbst kennen zu lernen. Da ist gerade der Winter die richtige Zeit — besonders für den Anfänger. Im Winter stehen Baum und Strauch ihrer Laubpracht entkleidet da und bieten uns Gelegenheit, das Leben und Treiben in ihren Ästen und Zweigen meist ohne große Mühe zu beobachten, im Gegensatz zur Sommerzeit, wo uns die dichte Belaubung dieses häufig sehr erschwert.

Gewiß sind viele unserer Sommergäste, wie die Nachtigall, die meisten Drosseln, die Grasmücke usw., jetzt fern in ihren Winterquartieren; das hat aber für den Anfänger wieder den Vorteil, daß er nicht durch die große Formfülle des Sommers zunächst verwirrt und mutlos gemacht wird. Andererseits ist es gerade der Winter, der uns auch manchen schönen Gast bringt. So ist z. B. die Nebelkrähe hierher zu rechnen, die, wie schon in einem früheren Artikel von anderer Seite berichtet wurde, im Osten Europas von der Elbe bis nach Sibirien zu Hause ist. Wenn der strenge Winter dort seinen Einzug hält und alles mit einer für die Krähe undurchdringlichen Schneedecke verhüllt, so zieht sie in großen Schwärmen gen Westen und drängt ihre Stammesgenossen an der Elbe weiter westwärts bis über den Rhein. Aber auch vom Norden her, aus den skandinavischen Ländern, erhalten wir Zugzug der Zelig, der sich jetzt meist mit Distelfinken (Stieglitz) zusammen in großen Schwärmen an den Früchten der Erle und Birke in der Nähe des Bootsteiges von Speckenbüttel gütlich tut, hat sein Brutgebiet dort.

Ein anderer Vogel, der wunderschön gezeichnete Seiden-
schwanz, den wir seit November häufig an den roten Früchten der Eberesche sich pflegen sehen, nistet gar in Lappland ganz hoch im Norden. Bis zum Jahre 1857 war seine Brutheimat ganz unbekannt, bis der Engländer Volley den ersten Nester und Gelege von einer eigens dazu unternommenen Forschungsreise heimbrachte. Für das erste Nest, das ihm die Eingeborenen brachten, zahlte er den ansehnlichen Preis von 50 Rubel.

Auch der Bergfink, sowie der Kreuzschnabel, der vor Jahren einmal in Speckenbüttel beobachtet ist, und die Schneeammer, die zwar noch nicht in Speckenbüttel, aber an der Wurfer Rüste hin und wieder aufgetreten ist, sind solche nordischen Gäste. Desgleichen stammen die im Herbst durchziehenden Drosseln daher, vor allem die Misteldrossel („doppelter Kramtsvogel“), die Wacholderdrossel (der „eigentliche Kramtsvogel“) und die Rot- oder Weindrossel („kleiner Kramtsvogel“); sie werden ja in Massen und in meist roher und herzloser Weise gefangen, um verwöhnten Feinschmeckern als Vederbissen zu dienen.

Eine andere Drosselart indessen, die allgemein bekannte Schwarzdrossel oder Amsel, bleibt im Winter bei uns. Sie ist ein sogenannter Standvogel. Es ist noch gar nicht so lange her, etwa 20 bis 30 Jahre, da verließ sie uns noch jedes Jahr, um mit ihrer Schwester, der Singdrossel, nach Süden zu ziehen. Damals war die Schwarzdrossel noch ein ausgesprochener Parkvogel; die Singdrossel hatte ihr Quartier dagegen im Walde. Seitdem die Amsel ihren Herbstzug einstellte, ist sie aus dem Park in unsere Gärten gekommen, und die Singdrossel hat dafür ihren Platz im Park eingenommen.

Ein ähnliches Problem bietet uns die Haubenlerche dar. Auch sie hat erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ihre Wanderungen aufgegeben, um jetzt im Winter ein Genosse des Spaken und damit ein rechter Straßenvogel zu werden; man findet sie jetzt überall in den Straßen der Stadt. Warum diese Vögel ihre „Triebe“ derart und so verhältnismäßig schnell geändert haben, darüber wissen wir vorläufig nichts. Mit dem Schlagwort „Instinktänderung“ ist diese merkwürdige Tatsache kaum abzutun.

Eine andere eigentümliche Erscheinung, die allerdings auf ganz anderem Gebiete liegt, ist die, daß sich unsere Vögel im Winter in den meisten Fällen — eine Ausnahme bildet z. B. die Amsel — zu größeren und kleineren Scharen zusammen tun und so auf die Nahrungssuche gehen. Vor allem die Meisen, die man in der warmen Jahreszeit meist nur einzeln oder in Paaren durch die Gegend streifen sieht, findet man im Winter selten allein. Meist haben sie sich zu großen Scharen zusammengefunden, um in den Gärten und im Park ihre manchmal recht sparsame Nahrung zu suchen. Die Kohlmeise und die hübsch gezeichnete Blaumeise kennt wohl jeder. Seltener sind bei uns schon die Sumpfs- und die Tannenmeise, und sehr selten bekommt man in Speckenbüttel die niedliche Haubenmeise zu sehen; meist sieht man sie jetzt zur Winterszeit die Schwärme der reizenden Schwanzmeise begleiten. Gerade die letztere ist ein ganz außerordentlich possierlicher Vogel. Sein kleiner Körper mit den

matten und zarten Farben, sowie sein langer Schwanz kommen eher einem Tropenvogel zu. Aber nicht nur Genossen derselben Vogelgattung finden sich zu einer Gemeinschaft zusammen, für die Meißenschwärme ist es geradezu charakteristisch, daß sie meist von einigen Baumläusern, Wintergoldhähnchen oder auch von einem Kleiber begleitet werden, denen sich manchmal noch ein Grünspecht zugesellt. Welch köstlichen Anblick solch eine Vogelgemeinschaft bietet, das ist schwer zu schildern; da muß man selbst einmal sich die Mühe gegeben und dem Treiben zugeschaut haben!

Außer den schon erwähnten Vögeln wären noch Rabenkrähe, Dohle und Elster zu nennen, die gerade im Winter recht zahlreich unser Gebiet bevölkern. Auch einige Stare, die zurückgeblieben sind, findet man wohl. Desgleichen streichen jetzt die Goldammer über Acker und Felder, wogegen die Graumammer und die Rohrammer, letztere wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem Sperling auch Rohrspatz genannt, in ihren südlichen Winterquartieren sind. Das Rotkehlchen wird wohl besonders den Gartenbesitzern auffallen, wenn es sich bei gelegentlichen Gartenarbeiten in dieser an Insekten armen Zeit einen Vederbissen in den Furchen zu erhaschen sucht. Eichelhäher findet man bei uns im Winter selten; sie scheinen hier nur ab und zu durchzustreichen. Desgleichen ist der Neuntöter einer von den weniger häufigen Vögeln.

Endlich sei noch der Zaunkönig erwähnt, der kleinste unserer einheimischen Vögel, der trotz seiner Kleinheit den „größten Schnabel“ hat. Denn er ist es, der wohl als einziger, selbst wenn tiefer Schnee liegt, noch sein mutiges Liedchen dem Tag entgegenkimmert. Und mit einer Stimme, die man solch einem kleinen Kerl gar nicht zutrauen sollte.

Mit dieser Aufzählung ist die Zahl der vorkommenden Arten durchaus noch nicht erschöpft; die hier aufgeführten Vögel gehören fast durchweg nur dem Part oder seiner näheren Umgebung an. Die Wiesen, Gräben und Tümpel beherbergen noch z. B. manchen Wasservogel: zahlreiche Enten, einige hier geliebene Teichhühner, durchstreifende Wildgänse und manches mehr.

Der Zweck dieser Zeilen soll ja auch nur sein, Anregung zur Beobachtung unserer besiedelten Freunde zu geben; sie sollen nicht eine ermüdende Systematik bringen. Aber auf noch eines zu achten, sollte kein Naturfreund versäumen, die Stimme, die „Sprache“ der Vögel zu studieren, auch im Winter. Uns alle entzückt im Sommer der herrliche Gesang unserer Singvögel. Freilich vermögen nur wenige zu sagen, wer der Sänger ist, der sein bestes Stückchen preisgibt. Und doch hat ein jeder Vogel nicht nur seine eigene Melodie, sondern auch seine eigene Klangfarbe, seine besonderen Zwitscherlaute, Lock- oder Warnrufe, die man auch im Winter studieren kann. Und wer erst einmal etwas Übung darin erlangt hat und auch nur in die „Sprache“ weniger Vögel eingedrungen ist, der wird seine Mühe alsbald tausendfach belohnt finden; denn dann erst hat man den rechten Genuß bei seinen winterlichen Vogelfstudien.

Volksfagen.

Bestrafte Antrene.

(Aus Appeln im Landkreise Seestemünde.)

Vor langer Zeit brannte in Appeln das Haus Nr. 5 ab. Die Alten wissen darüber noch folgende Geschichte zu erzählen:

Ein junger Bauer, dessen Name in Vergessenheit geraten ist, war verlobt. Er bekräftigte seiner Braut die Treue mit den Worten: „Wenn ich mein Wort breche, so soll am Hochzeitstage mein Haus in Flammen aufgehen.“ Der junge Bauer ließ aber seine Braut sitzen und verlobte sich mit einem Mädchen aus Hellingst.

Der Hochzeitstag war gekommen. Im Hause des Bräutigams wurde das Hochzeitsmahl gerüstet. Das Feuer prasselte auf dem offenen Herd im Fetz, und die Suppe brodelte in mehreren Kesseln.

Da hörte man von der Dorfstraße Pferdegetrappel und das rasche Rollen eines Wagens.

Sollte das junge Paar schon kommen?

Die am Herde beschäftigten Frauen hielten für einen Augenblick mit der Arbeit ein und lauschten. Der Wagen kam heran und hielt vor dem Hochzeitshause. Es war der Brautwagen.

In der Aufregung, die nun entstand, stieß eine Frau einen Topf um, und die fetten Suppe floß ins Feuer, das hoch aufloderte. Um die Flammen zu ersticken, wurde ein zweiter Topf mit Suppe nachgegossen. Nun schlugen die Flammen so hoch empor, daß das Haus ergriffen wurde und bis auf den Grund niederbrannte. Ein Stück brennenden Specks flog auf die Scheune des benachbarten Hofes und setzte auch diese in Flammen.

So stand der junge Bauer am Hochzeitstage vor dem rauchenden Trümmerhaufen seines Hauses. Sein Wort hatte sich in schrecklicher Weise erfüllt.

Der Totengräber von Frelsdorf.

(Aus Frelsdorf im Landkreise Seestemünde.)

In Frelsdorf hat einmal vor langer Zeit die Pest gewütet. Da ist das Dorf fast ausgestorben gewesen. Nur einen Mann, der Hinrich Bock hieß, hat die schreckliche Krankheit verschont.

Hinrich Bock hat auch die Leichen nach dem Kirchhof in Beverstedt gefahren, denn Frelsdorf hatte damals noch keinen eigenen Friedhof. Da es an Särgen mangelte, legte er die Leichen, wie er sie fand, auf den Wagen und begann seine traurige Fahrt durch die Heide. Alle Menschen wichen ihm scheu aus.

Auf dem Kirchhof in Beverstedt war die Grube schon fertig, wenn Hinrich Bock ankam, denn die mitleidige Gemeinde hatte diese Arbeit übernommen.

Hinrich Bock legte die Leichen in die Grube, warf sie zu und trank dann seinen Krug Bier aus, den die Beverstedter ihm auf die Kirchhofsmauer gestellt hatten, um nicht mit ihm in Berührung zu kommen. Dann fuhr er nach Frelsdorf zurück, um am andern Morgen seine traurige Fahrt von neuem zu beginnen.

Als er alle Frelsdorfer, die an der Pest gestorben waren, beerdigt hatte, erlag er als letzter der Krankheit.

Die dankbaren Ueberlebenden setzten ihm in Frelsdorf einen Granitstein zum ehrenden Gedächtnis und ließen Namen und Jahreszahl einhauen. Leider ist der Stein später vernichtet und zu Bauzwecken benutzt worden.

Wie der große Bogen der Geeste entstanden ist.

Nördlich von Schiffdorf macht die Geeste ihren größten Bogen. Ueber seine Entstehung erzählt die Sage:

Als der Teufel mit seiner Großmutter das Bett der Geeste pflügte, zerriff das rechte Ziehtau. Als er es wieder zusammengeknotet hatte, war es kürzer geworden als das linke. So machte der Pflug einen großen Bogen. Das ging eine ganze Weile so fort. Da riß auch das linke Ziehtau. Nachdem auch dieses wieder zusammengeknotet war, zog der Pflug eine gerade Furche.

Der große Bogen ist noch heute zu sehen, wenn auch Menschenhand das Bett der Geeste inzwischen begradigt hat.

Die Teufelscheune.

(Angeblich aus dem Lande Wursten.)

Das ist nun schon lange her. Da ließ ein Bauer eine Scheune bauen, aber sie wollte nicht fertig werden. Die Ernte stand vor der Tür, und noch war der Bau nicht halb ausgeführt. Da kam der Bauer in großen Zorn, und er sprach die vermessenen Worte: „Die Scheune muß fertig, und wenn der Teufel sie bauen soll.“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als der Teufel vor ihm stand. Er sprach: „Deine Scheune soll bis zum ersten Hahenschrei vollendet sein, wenn du mir deine Seele verschreiben willst.“ Der Bauer überlegte nicht lange und unterschrieb den Vertrag.

Als die Nacht anbrach, setzte bei der Scheune eine emsige Tätigkeit ein. Man hörte im Hause das Hämmern, Sägen, Klopfen und geschäftige Hin- und Herlaufen.

Der Bauer hatte sich ins Bett gelegt, fand aber nicht den erhofften Schlaf. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich dem Teufel verschrieben habe. Das lastete nun schwer auf seiner Seele. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager, so daß sein aufgeregtes Wesen seiner Frau bald auffiel. Sie ließ mit ihren Fragen nicht nach, bis der Bauer ihr sein Geheimnis verraten hatte.

Die Frau hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Um ihren Mann zu retten, stand sie sogleich auf und ging vor den Hühnerstall. Hier klatschte sie laut in die Hände und erreichte ihren Zweck, denn der Hahn krächte.

Im gleichen Augenblick hörte man draußen wildes Gepolter, dann wurde es ganz still. Die Scheune war noch nicht fertig, der Teufel hatte also den Vertrag nicht gehalten und die wackere Frau die Seele ihres Mannes gerettet.

Als der Bauer am andern Morgen die Scheune betrachtete, sah er, daß nur noch eine Wand fehlte. Die wurde nun gemauert, aber die Arbeit wollte nicht gelingen. Bald hielt der Mörtel nicht, so daß die Steine herausfielen, bald stürzte die Wand ein, ohne daß man die Ursache ergründen konnte. Da gab man zuletzt die Arbeit an der Teufelscheune auf.

H. Mahler, Seestemünde.